

*Bernd Bonwetsch*

## **Ein doppelter deutscher Blick auf Russland und seine Erinnerung an den „Großen Vaterländischen Krieg“**

Die nachstehenden Bemerkungen waren ein Diskussionsbeitrag zur deutsch-russischen Konferenz „Erinnerung an Diktatur und Krieg. Brennpunkte des kulturellen Gedächtnisses zwischen Russland und Deutschland“ im Frühjahr 2012 in Moskau. Sie erheben nicht den Anspruch, neue Forschungsergebnisse zugänglich zu machen, sondern fassen Ergebnisse und Einsichten langjähriger und fortlaufender Beschäftigung mit der Realgeschichte des Krieges selbst wie auch mit der Erinnerung an ihn im öffentlichen Raum in der Sowjetunion und im postsowjetischen Russland zusammen. Dabei zeigt sich ganz in Wilhelm von Humboldts klassischem Gedanken, dass Wissenschaft bei aller Erweiterung von Kenntnissen und Erkenntnissen ihre Ergebnisse nie als endgültig betrachten kann. Bei einem Beobachtungsgegenstand wie der sowjetisch-russischen Erinnerungskultur, die trotz aller Konstanten laufender Veränderung unterworfen ist, ist die Vorläufigkeit des Ergebnisses ohnehin selbstverständlich.

Der im Titel apostrophierte „doppelte Blick“ meint die west- und die ostdeutsche Wahrnehmung der Kriegserinnerung in der Sowjetunion bzw. in Russland. Er ist in mehrfachem Sinne befangen, denn ich schaue mit einem durch die eigene und westdeutsche Erinnerung an den Krieg geprägten Blick darauf, wie man in der DDR auf die Sowjetunion und diese wiederum auf den Krieg geschaut hat. Als ein 1940 geborener Deutscher gehöre ich überdies gerade noch zur abnehmenden Zahl derjenigen, die einen direkten, wenn auch wenig ausgeprägten persönlichen Bezug zu Krieg und Nachkrieg haben, fünf Jahre davon in der SBZ/DDR. Das mag diesem „doppelten Blick“ eine besondere Färbung geben.

Was die Erinnerung grundsätzlich betrifft, so ist es im Prinzip überall gleich: jedes Individuum und jede Gemeinschaft brauchen Erinnerung, oder, wie es György Konrad eingängig formuliert hat: Zukunft braucht Erinnerung. Sie dient der Handlungsorientierung und -Rechtfertigung, sie ist nötig zur Identitätsbildung von Individuen in der Gemeinschaft und ist somit Teil des Vielen, was größere menschliche Gemeinschaften konstituiert. Das Bedürfnis an historischer Orientierung für diese Gemeinschaften ist deshalb groß, weil Geschichte nun einmal das einzige „Laboratorium“ und Beobachtungsfeld für das Verhalten von Menschen in sozialen Gemeinschaften und für das Verhalten dieser Gemeinschaften selbst ist. Deshalb spielen die im Titel unserer Sektion apostrophierten Deutungskonflikte auch eine Rolle, die über bloßes Faktenwissen, über bloßes „richtig oder falsch“ hinausgehen. Denn zu den Erinnerungsbedürfnissen von Individuen und Gemeinschaften gehört, dass Erinnerungen positiv sind oder die zugrunde liegenden Ereignisse positiv gedeutet werden. Anders kann man Gemeinschaften nicht konstituieren. Das Bedürfnis nach positiver, identifikationsstiftender Erin-

nerung führt deshalb zumeist zur entsprechenden Deutung von Vergangenem und zur Verdrängung und „Vergessen“ von Negativem, was sich jedoch häufig oder sogar immer an der Erinnerung anderer Individuen und Gemeinschaften reibt.

Kriege eignen sich besonders gut zur Veranschaulichung dieses Problems, denn sie enden traditioneller Weise mit Siegern und Verlierern. Mit Versailles zum Beispiel verbinden Deutsche bei relativ oberflächlicher Betrachtung zweierlei Erinnerung: 1871 den Sieg über Frankreich, die Bismarcksche Reichsgründung und die Ausrufung des Preußenkönigs Wilhelms I. zum deutschen Kaiser; 1919 die Niederlage im I. Weltkrieg und den „Clemenceau-Frieden“, den Philipp Scheidemann, der erste sozialdemokratische Ministerpräsident Deutschlands, so schmachvoll fand, daß er nach kurzer Amtszeit zurücktrat, weil ihm „lieber die Hand verdonnen“ sollte, als daß er das „Versailler Diktat“ unterzeichnen wollte. Im französischen historischen Bewusstsein haben die Ereignisse genau den entgegen gesetzten Stellenwert.

Das Problematische an dem Versuch, die Vergangenheit positiv zu deuten und Negatives zu verdrängen, ist nur, dass Individuen und Gemeinschaften von der unangenehmen Vergangenheit eingeholt werden können und zumeist auch werden: zum einen sind Historiker dazu berufen, nicht Mythen zu pflegen, sondern aufzuklären, wobei man allerdings leicht resignieren kann, weil die erinnernden Gemeinschaften liebgewordene Mythen nicht gern preisgeben. Zum anderen ist es die Umwelt, die an die negative Vergangenheit erinnert. Sie kann einem dann, bildlich gesprochen, geradezu auf den Kopf fallen. So hat es der Schweizer Dramatiker Lukas Bärfuss 2011 am Beispiel der Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg in seinem Stück „Zwanzigtausend Seiten“ dargestellt.<sup>1</sup> Will man dieses Bild auf uns Deutsche anwenden, so ist uns zum Beispiel Ende der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts die schon von selbst erledigt geglaubte und dem Vergessen anheim gegebene Zwangsarbeiter-Entschädigung „auf den Kopf gefallen“.

Dieses sehr konkrete Erinnerungsproblem, das die deutsche Öffentlichkeit erst angesichts in den USA angestrengter Entschädigungsklagen und entsprechender Boykottdrohungen wirklich beschäftigte, leitet als eigentlich deutsch-sowjetisches bzw. deutsch-russisches Kriegsthema direkt über zur Erinnerung an den Krieg und seiner spezifischen Dialektik von Erinnern und Vergessen.

Für die Sowjetunion war der Krieg die größte Herausforderung ihrer Geschichte seit 1917. Die Sowjetunion erlitt ungeheure Anfangsverluste und schien am Rande des Zusammenbruchs zu stehen. Aber sie errang einen Sieg, den niemand in Berlin, London, Washington und sogar Moskau selbst erwartet hatte. Ja sie war der eigentliche Sieger über Deutschland. Selbstverständlich prägte der Sieg von Anfang an die sowjetische und prägt noch heute die russische Erinnerung an den Krieg. Alle anderen Länder zwischen Deutschland und der Sowjetunion wurden zumindest offiziell nicht besiegt, sondern vom Faschismus befreit – Deutschland

<sup>1</sup> Es geht um den 2002 veröffentlichten Bericht („Bergier-Bericht“) der von Jean François Bergier geleiteten Historikerkommission: *Jean François Bergier: Die Schweiz, der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg*. Zürich 2002.

dagegen wurde besiegt. Entsprechend hieß es in Stalins Tagesbefehl vom 9. Mai 1945 aus Anlaß der deutschen Kapitulation: „Der Große Vaterländische Krieg ... ist siegreich beendet. Deutschland ist völlig zerschlagen.“ Die am selben Tag gestiftete und Millionen Soldaten verliehene Medaille trug die Inschrift: „Für den Sieg über Deutschland im Großen Vaterländischen Krieg 1941–1945“. Entsprechend gab es für die an der Berliner Operation beteiligten Soldaten die Medaille für die „Einnahme Berlins“, während es im Falle Warschaus, Prags und Belgrads Befreiungsmedaillen gab.

Ob die Rotarmisten sich anders verhalten hätten, wenn es offiziell um die Befreiung Berlins und Deutschlands gegangen wäre, ist zu bezweifeln. Aber die offizielle Behandlung als besiegte Nation bekamen die Deutschen in der sowjetischen Besatzungszone und insbesondere die Kommunisten schmerzlich zu spüren: Widerstand geleistet zu haben, selbst als Kommunist, galt zunächst wenig. Auch diejenigen, die insbesondere in den 7. Abteilungen, den Propagandaabteilungen der Roten Armee, den Krieg mitgemacht hatten, um Deutschland vom Faschismus zu befreien, hatten sich dieser Sicht zu fügen. Die Besatzungsmacht bestand darauf, dass die Deutschen insgesamt als mitschuldig am Faschismus und am Krieg und seinen Verbrechen zur Rechenschaft gezogen werden mussten. Die KPD, die das ohne wirkliche Überzeugung akzeptierte, beklagte sich aber bei der Besatzungsmacht darüber, dass die anderen Parteien, insbesondere die Sozialdemokraten, diese Sicht nicht teilten, sondern sich bei der Arbeiterklasse einschmeichelten, sie von Schuld an Hitler freisprachen und sich dadurch gegenüber der KPD einen Vorteil verschafften.<sup>2</sup>

Die sowjetische Position blieb jedoch zunächst hart. Die Zensur strich aus allen Redemanuskripten und Druckerzeugnissen den Begriff „Befreiung“, der dem Empfinden des deutschen Widerstands und insbesondere der Kommunisten entsprochen hätte.<sup>3</sup> Deutschland und die Deutschen sollten insgesamt für Hitler und die militärische Aggression bestraft werden. Stalin hatte zwar während des Krieges einen Unterschied zwischen Hitler und den Deutschen gemacht – bekannt ist der vielzitierte und in der Sowjetischen Besatzungszone auch viel propagierte Ausspruch vom 23. Februar 1942 über die Hitlers, die kommen und gehen, während das deutsche Volk und der deutsche Staat bestehen bleiben –, aber das entsprach 1945 nicht der offiziellen Politik. Seit Jalta sprach Stalin von Deutschland als einem „aggressiven“ Staat, der zunächst einmal bestraft und von den friedliebenden Staaten kontrolliert werden müsse. Das Experiment mit dem Nationalkomitee „Freies Deutschland“, das auf ein Zusammengehen mit einer nationalen

<sup>2</sup> Bernd Bonwetsch u. a. (Hrsg.): Sowjetische Politik in der SBZ 1945–1949. Dokumente zur Tätigkeit der Propagandaverwaltung (Informationsverwaltung) der SMAD unter Sergej Tjulpanov. Bonn 1998, S. 4–5, 22–23.

<sup>3</sup> Matthias Uhl: Vom Besiegten zum Sieger der Geschichte – der „Tag der Befreiung des deutschen Volkes vom Hitler-Faschismus“ in der Historiographie der DDR und die Geschichtspropaganda der SED. In: Mitteilungen der Gemeinsamen Kommission für die Erforschung der jüngeren Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen. Bd. 4. München 2010, S. 58–65, hier S. 60.

deutschen Opposition gegen Hitler gezielt hatte, wurde deshalb gegen Kriegsende sang- und klanglos fallen gelassen. Seine Mitglieder wurden jetzt nicht etwa als das „andere“, das bessere Deutschland besonders herausgestellt. Der in der SBZ gebildete „Block der antifaschistischen Parteien“ berief sich kein einziges Mal auf das Nationalkomitee als ideellen Ursprung.<sup>4</sup>

Selbstverständlich hatte dieser sowjetische Kurswechsel seine Ursachen nicht nur in den alliierten Absprachen über die gemeinsame Kontrolle und Bestrafung Deutschlands, sondern so wurden auch die Demontagen und sonstigen Reparationen gerechtfertigt, die nicht zuletzt die Existenzgrundlage der deutschen Arbeiterschaft, des natürlichen Verbündeten der Sowjetunion, betrafen. Erst das Ende der alliierten Zusammenarbeit in Bezug auf Deutschland im Zusammenhang mit dem Entstehen des Kalten Krieges, das Ende der rigoros aus der Sowjetischen Besatzungszone entnommenen Reparationen und die weitgehende Rückkehr der Kriegsgefangenen, deren Arbeit in der Sowjetunion ja ebenfalls zu den sowjetischen Reparationsforderungen gehört hatte, brachten einen Umschwung in der Behandlung der „Schuldenfrage“ und legitimierte die Gründung der DDR als „Arbeiter- und Bauernstaat“.

Seitdem die „Zone“, wie es im sowjetischen Sprachgebrauch hieß, sich zum Verbündeten DDR mauserte, wandelte sich der Sieg über Hitler-Deutschland im Verhältnis Sowjetunion-DDR zur Befreiung von Hitler. Die DDR und ihre Deutschen wurden von der Mitschuld am Faschismus de facto freigesprochen und rückten zum Juniorpartner des Sieges über ihn auf. 1950 wurde der 8. Mai in der DDR mit dem Segen Moskaus sogar als „Tag der Befreiung“ zum gesetzlichen Feiertag erklärt und seitdem mit viel Pomp, Aufzügen und feierlichen Erklärungen begangen.

Man feierte vor allem aber die Rolle der Sowjetunion und ihrer Streitkräfte. Die Einbeziehung derjenigen Deutschen, die sich schon während des Krieges von Hitler abgewandt und als sowjetische Kriegsgefangene gegen Hitler gewandt hatten, fand zunächst dagegen recht zögerlich statt. Nach der Entlassung von Generalfeldmarschall Paulus in die DDR 1953 gab es am 2. Juli 1954 eine Pressekonferenz, die selbstverständlich einiges Aufsehen erregte. Die öffentliche Erklärung von Paulus sowie die Bekenntnisse einiger anderer Stalingrader, die in der DDR ihre „Heimat“ gefunden hatten, darunter der ehemaligen Generäle Lattmann und Hähling, wurden von der Nationalen Front als bescheidene Broschüre veröffentlicht.<sup>5</sup> Aber wirkliche Propaganda wurde mit den „Stalingradern“ nicht gemacht, selbst wenn viele von ihnen in der NDPD und in verantwortlichen Positionen in der DDR tätig waren und das Motto der „Frontnotizen“ des ehemaligen Vorsitzenden des „Nationalkomitees Freies Deutschland“ Erich Weinerts „Memento Stalingrad“ und der durch Stalingrad ausgelöste Wandel präsent blieben.<sup>6</sup>

<sup>4</sup> Jörg Morré: Hinter den Kulissen des Nationalkomitees. München 2001, S. 179–186.

<sup>5</sup> Wie ich meine Heimat fand. Ehemalige Frontoffiziere berichten. Hrsg. v. Volkswahlaußschuß der Nationalen Front des demokratischen Deutschland. [Berlin] 1954.

<sup>6</sup> Erich Weinert: Memento Stalingrad. Berlin 1951; Franz Fühmann: Die Fahrt nach Stalingrad. Eine Dichtung. Berlin 1953. Vgl. auch Jörg-Uwe Fischer: „Man soll nicht vergessen“ – Stalin-

Erst in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre begann man im Zuge des Aufbaus der Nationalen Volksarmee unter maßgeblicher Beteiligung ehemaliger Wehrmachtsoffiziere die eigene, bescheidene Teilhabe am „Sieg über das faschistische Deutschland“ herauszustellen. Dazu bot sich gerade das Stalingrad-Erlebnis an: als Wendepunkt in der Haltung höherer deutscher Offiziere, die sich in der Gefangenschaft für Antifaschismus und Zusammenarbeit mit den Kommunisten und der Sowjetunion entschieden, den Schritt in das Nationalkomitee Freies Deutschland und den Bund Deutscher Offizieren getan und folgerichtig in der DDR ihre politische Heimat gefunden hatten. Verspätet griff man jetzt entschlossener auf die Möglichkeit einer antifaschistischen Traditionsbildung im Zusammenhang mit Stalingrad zurück, wie sie sich schon 1945 angeboten hätte und die sich nicht unerheblich von der westdeutschen Erinnerung an Stalingrad unterschied<sup>7</sup>: auf den Wandel der Gesinnung angesichts des „Verrats“ durch Hitler und der verlorenen Schlacht sowie auf den „schweren Entschluß“, so der Titel der 1965 veröffentlichten Erinnerungen des letzten Adjutanten von Paulus, sich auf sowjetischer Seite aktiv gegen Hitler zu stellen.<sup>8</sup> Die „Stalingrader“ spielten dank ihrer persönlichen Wandlung, ihres Hinfindens zum Antifaschismus und zugleich ihrer Zeugenschaft für die sowjetische militärische Überlegenheit für das offizielle Bild vom Krieg und für die Traditionsbildung in der DDR eine prominente Rolle.

Hinsichtlich der eigentlichen Darstellung des deutsch-sowjetischen Krieges und seiner Würdigung im öffentlichen Raum übernahm die DDR alle ideologischen Moskauer Schwenks. Eine eigenständige Interpretation und eine irgendwie erwähnenswerte Literatur zum Krieg hatte man nicht. Ebenso wenig pflegte man eine eigene Erinnerungskultur. Es gab kaum Freiraum für andere als die von der Sowjetunion vorgegebenen Formen und Inhalte. So wurde selbstverständlich auch das „Stalingrad-Erlebnis“ zum Erlebnis der „Schlacht an der Wolga“, nachdem Stalingrad 1961 im Zuge der Entstalinisierung unter Chruščev umbenannt und die Erwähnung des Namens Stalins auch in historischen Zusammenhängen möglichst vermieden wurde. Das einzig eigenständige, was die DDR sich erlaubte, war die stillschweigende Abschaffung des „Tages der Befreiung“ als eines arbeitsfreien Feiertages 1967, zwei Jahre nachdem man ihn als solchen in der Sowjetunion wieder eingeführt hatte.<sup>9</sup>

Ob und wie sich diese ideologischen Wandlungen im Bewusstsein der Ostdeutschen auswirkten, ist eine ganz andere Frage. Zunächst war der Krieg keine Sache

grad-Deutungen im Hörfunkprogramm der SBZ/DDR in den späten vierziger und fünfziger Jahren. In: Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik 50 (2001), Nr. 1, S. 127-139.

<sup>7</sup> Zu Stalingrad in der westdeutschen Erinnerung und ihren Differenzen zur russischen siehe auch Bernd Bonwetsch: Stalingrad. In: Spuren – Sledy. Deutsche und Russen in der Geschichte. Hrsg. v. Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Bonn 2003, S. 86-95.

<sup>8</sup> Wilhelm Adam: Der schwere Entschluß. Berlin 1965. Die Darstellung folgt hier insgesamt Jens Ebert: „Erziehung vor Stalingrad“. Die Schlacht in der ostdeutschen Mentalitätsgeschichte. In: Peter Jahn (Hrsg.): Stalingrad erinnern. Stalingrad im deutschen und im russischen Gedächtnis. Berlin 2003, S. 16-23.

<sup>9</sup> Uhl, Vom Besiegten zum Sieger der Geschichte, S. 63.

der Erinnerung, sondern in seinen realen Folgen eine Gegenwarts- und Alltagsfrage. Das galt im übrigen auch für Westdeutschland. Angesichts der Sorgen um die Ernährung, das Dach über dem Kopf und die Sammlung der Familienangehörigen war der Krieg zwar in aller Bewußtsein, aber nur als ein Thema von vielen, die dringender waren. Schon gar nicht interessierte die sowjetische Erinnerung an den Krieg und mögliche Deutungskonflikte. Aber auch in der Sowjetunion selbst wurde es nach dem ersten, das ganze Volk und selbst die Strafgefangenen erfassenden Siegesjubel um den Krieg erstaunlich still.

Nach dem Überleben im Krieg kam jetzt das Überleben im Nachkriegsalltag, der kaum besser und in vielem schlechter aussah als der deutsche. Der Tag des Sieges über Deutschland, 1945 zum arbeitsfreien Feiertag erklärt, wurde bereits 1948 wieder zu einem der unzähligen nicht arbeitsfreien Feiertage der Sowjetunion degradiert; ebenso der 3. September als Tag des Sieges über Japan. Von einer Regierungskommission unter Vorsitz Andrej Ždanovs vorbereitete und im August 1947 vom Ministerrat beschlossene Pläne für ein Siegesmonument am Rande des Roten Platzes verschwanden in der Schublade. Dafür blieb das zum Abriß bestimmte Historische Museum stehen, das dem Siegesmonument hatte weichen sollen.<sup>10</sup> Man hat nie wieder etwas von den Plänen gehört.

Es gibt keine offiziellen Begründungen für diese Kehrtwende in Bezug auf die öffentliche Erinnerung an den Sieg. Aber zweifellos hat sie mit dem gewandelten Verhältnis zu den Kriegsalliierten, mit dem Beginn des Kalten Krieges zu tun. Der Krieg als realitätsnahe Darstellung, in der sich die Opfer, Leistungen und Entbehrungen der Kriegsteilnehmer wie der Bevölkerung wieder fanden, verschwand aus dem öffentlichen Diskurs. Im Interesse der Leistungsmobilisierung der Bevölkerung wurde fast so getan, als ob die Bedrohung der Sowjetunion weiterhin real und der eigentliche Sieg noch zu erringen sei. Leonid Brežnev, damals Parteisekretär von Zaporoz'e, hat das in seinen Erinnerungen zum Ausdruck gebracht: „In der Nacht [8. auf 9. März 1947] rief Stalin mich an. Das Gespräch war ernst. Alles, was wir mit Mühe erreicht hatten, was noch vor kurzem als Erfolg angesehen worden war, verwandelte sich plötzlich fast in eine Niederlage. Die Umstände hatten sich geändert – nicht bei uns im Gebiet, aber in der Welt. Die Frist für die Inbetriebnahme des gesamten Stahlblechkomplexes wurde uns auf den kommenden Herbst vorverlegt. Wir sollten das Bautempo beschleunigen [...] Das hing mit dem Kalten Krieg zusammen.“<sup>11</sup> Für Triumph und Ausruhen auf Siegeslorbeer, aber auch für die Darstellung der Notlage und der Wunden, die der Krieg geschlagen hatte, war da kein Raum.<sup>12</sup> Der Ausnahmezustand des Krieges sollte

<sup>10</sup> *Vestnik Archiva Prezidenta Rossijskoj Federacii*. 1997. Nr. 6, S. 154–156.

<sup>11</sup> Leonid Brežnev: *Vozroždenie*. Moskva 1978, S. 24.

<sup>12</sup> Bernd Bonwetsch: Sowjetunion: Triumph im Elend: In: *Ulrich Herbert, Axel Schildt* (Hrsg.): *Kriegsende in Europa: Vom Beginn des deutschen Machtzerfalls bis zur Stabilisierung der Nachkriegsordnung 1944–1948*. Essen 1998, S. 52–88; ders.: Der „Grosse Vaterländische Krieg“. Vom öffentlichen Schweigen unter Stalin zum Heldenkult unter Breschnew. In: *Babette Quinten* (Hrsg.): „Wir sind die Herren dieses Landes“. Ursachen, Verlauf und Folgen des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion. Hamburg 2002, S. 166–187.

bruchlos auf die Produktionsfront übertragen werden. Nicht der gewonnene, sondern der zu gewinnende Krieg sollte die Menschen beschäftigen.

Selbstverständlich fanden die herausragenden Daten des Krieges offiziell in den Medien weiterhin Erwähnung. Aber während in den westlichen Ländern gefeierte Kriegshelden ihre Erinnerungen publizierten und in Deutschland statt eines Theodor Plivier Hitlers Generäle wie Franz Halder und Erich von Manstein den Tenor der Kriegserinnerung zu bestimmen begannen, verschwand ein Marschall Žukov in der Versenkung. Der durchlittene und doch gewonnene Krieg war in der Sowjetunion eigentlich kaum mehr ein öffentliches Thema. Stalins millionenfach publizierte Kriegsreden<sup>13</sup>, das Lob der sowjetischen Kriegswirtschaft durch den Vorsitzenden der Staatlichen Plankommission Voznesenskij<sup>14</sup>, das bald wieder aus dem Verkehr gezogen wurde und, während es noch auf deutsch erschien, im Frühjahr 1949 in Moskau schon auf dem Index stand<sup>15</sup>, das Lob der „Zehn Stalinschen Schläge“ der Roten Armee<sup>16</sup> und ganz wenige Filme und literarische Darstellungen waren schon alles.<sup>17</sup>

Erst nach dem Tode Stalins änderte sich das, weil die Darstellung des Krieges Teil der eingeschränkten Entstalinisierung Chruščevs war. Nach zögernden Anfängen wurde der Krieg vor allem seit dem 22. Parteitag 1961 wieder ein Thema im öffentlichen Raum. Es erschienen interessante Kriegsmemoiren. Die Militärhistorische Zeitschrift, die sie vorabdruckte, wurde geradezu populär. Der Historiker Alexander Michajlovič Samsonov, Stalingrad-Veteran und Akademiemitglied, machte sich um ihre Publikation in Buchform im Verlag „Nauka“ verdient (und, nebenbei, bei manchen Offiziellen unbeliebt).<sup>18</sup> Es erschien die sechsbändige „Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges der Sowjetunion“, die bis zur

<sup>13</sup> Josef Stalin: Über den Großen Vaterländischen Krieg der Sowjetunion. Moskau 1946.

<sup>14</sup> Nikolaj Wosnessenski: Die Kriegswirtschaft der UdSSR während des Vaterländischen Krieges. Moskau 1949.

<sup>15</sup> Vgl. die Kritik an der Zeitschrift „Bolševik“, der vorgeworfen wurde, das Buch in einer Rezension 1948 gelobt zu haben. Dabei hatte Stalin es selbst korrigiert und der Verleihung des Stalin-Preis 1947 zugestimmt. Siehe Oleg V. Chlevnjuk et al. (Hrsg.): Politburo CK VKP(b) i Sovet Ministrov SSSR. 1945–1953. Moskva 2002, S. 286–288; Bernd Bonwetsch: Die „Leningrad-Affäre“ 1949–1951. Verbrechen und Politik im Spätstalinismus. In: Deutsche Studien 28 (1990), S. 314, 318–319.

<sup>16</sup> S. Golikov: Vydajuščiesja pobedy Sovetskoy Armii v Velikoj Otečestvennoj vojne. Moskva 1952.

<sup>17</sup> Zum Film siehe Peter Kenez: Cinema and Soviet Society, 1917–1953. New York 1992, S. 228–235; Lars Karl: Von Helden und Menschen. Der Zweite Weltkrieg im sowjetischen Spielfilm (1941–1965). In: Osteuropa 52 (2002), S. 74–76; ders.: „Für die Heimat! Für Stalin!“ Der Zweite Weltkrieg im sowjetischen Spielfilm der Nachkriegszeit, 1945–1950. In: Frank Grüner, Urs Heftrich, Heinz-Dietrich Löwe (Hrsg.): „Zerstörer des Schweigens“ Formen künstlerischer Erinnerung an die nationalsozialistische Rassen- und Vernichtungspolitik in Osteuropa. Köln u. a. 2006, S. 303–322; Neja Sorkaja: Wunden, die nicht verheilen. Der Große Vaterländische Krieg in sowjetischen Filmen 1945 bis 1990. In: Karl Eimermacher, Astrid Volpert (Hrsg.): Tauwetter, Eiszeit und gelenkte Dialoge. Russen und Deutsche nach 1945. München 2006, S. 1115–1145.

<sup>18</sup> Sein Buch erschien in vier Auflagen: Alexandr M. Samsonov: Stalingradskaia bitva. Moskva 1. Aufl. 1960. Eine stundenlange Diskussion zwischen dem Autor und dem ihm bis dahin unbekannten Akademik Samsonov 1987 im Sanatorium in Uspenskoe bei Moskau bleibt unvergesslich.

„Perestrojka“ die seriöseste sowjetische Kriegsdarstellung war. Am offensten war die Behandlung des Kriegsthemas in der Literatur, weil sie die Dinge ohne den hoheitlichen Anspruch der Geschichtswissenschaft schilderte. Genannt seien nur Namen wie Viktor Nekrassow, Konstantin Simonow, Jurij Bondarev, Grigorij Baklanov, Vasilij Bykov, Konstantin Vorob'ëv und Bulat Okudžava.<sup>19</sup>

Nicht alles ist große Literatur, aber der sowjetische Leser verschlang sie, weil er hier vieles erfahren oder bestätigt finden konnte, was in der offiziellen Kriegserinnerung tabuisiert wurde. Man könnte die erste Hälfte der sechziger Jahre in der Sowjetunion als Phase der Annäherung subjektiv erlebter und öffentlich dargestellter Erinnerung an den Krieg nennen. Das währte jedoch nur kurz. „Schützengraben-Wahrheiten“ und „Remarquismus“ standen nicht hoch im Kurs. Ein Wächter über die korrekte Darstellung des Krieges in der Öffentlichkeit wie der Leiter der Politischen Hauptverwaltung der Streitkräfte Epišev war strikt dagegen, das „Schwarzbrod der Wahrheit“ auszuteilen, wenn es der Sowjetunion nicht nütze.<sup>20</sup>

Die Absetzung Chruščevs ließ in dieser Beziehung zumindest nichts Gutes erwarten. Tatsächlich verfiel die öffentliche Erinnerung an den Krieg einerseits in unsägliche Schönfärberei und andererseits in eine bereits unter Chruščev eingeleitete Heroisierung und Monumentalisierung. Das gigantische Monument „Mutter Heimat“ auf dem 1942/43 als „Höhe 102“ umkämpften Mamaj-Hügel in Wolograd mit seinem dazugehörigen Gedenkkomplex war das erste von zahlreichen Beispielen dieser Art; der „Siegespark“ auf dem „Verneigungsberg“ in Moskau, der nach Jahrzehntelanger Planungs- und Bauzeit zum 50. Siegesjubiläum eingeweiht wurde, das wohl endgültig letzte. Dazu traten seit 1965 die Militärparaden auf dem Roten Platz und andere staatlich organisierte Gedenkrituale. Der Staat nutzte sein Monopol auf die öffentliche Erinnerung in einer Weise, in der vieles, was den Kriegsteilnehmern in Erinnerung war, nicht mehr vorkam: Leiden und Entbehrungen, Tod und Vernichtung – sie wurden aus der öffentlichen Erinnerung zugunsten eines bloßen Heldenkults getilgt, obwohl die Erfahrung lehrt, dass die Darstellung dunkler, negativer Aspekte des Krieges positive Assoziationen, ja eine „paradoxe Nostalgie“ (Wjatscheslaw Kondratjew), keineswegs verhindert.

Trauerndes Gedenken blieb lange reine Privatsache. Im öffentlichen Raum kam es nicht vor, weil es nicht dem Staatsverständnis entsprach. Seit 1965 gibt es zwar am „Tag des Sieges“ eine „Schweigeminute“ zu Ehren des „leuchtenden Andenkens“ der Gefallenen. Aber dieses Gedenken ist reines Heldengedenken geblieben,

<sup>19</sup> Viktor Nekrassow: Ein Mann kehrt zurück. Berlin 1957; Konstantin Simonow: Die lebenden und die toten. München 1960; ders.: Soldaten werden nicht geboren. München 1965; Jurij Bondarew: Die Bataillone bitten um Feuer. Berlin 1989; ders.: Die letzten Salven. Berlin 1989; Grigorij Baklanov: Ein Fußbreit Erde. Stuttgart 1960; ders.: Die toten schämen sich nicht. München 1962; Wassil Bykov: Die dritte Leuchtkugel. Berlin 1964; Konstantin Vorob'ëv: Ubity pod Moskvoj. Moskva 1987; Ales' Adamovič: Partizany. Minsk 1963; Bulat Okudžava: Mach's gut. Berlin 1963.

<sup>20</sup> Bernd Bonwetsch: Der „Große Vaterländische Krieg“: vom öffentlichen Schweigen unter Stalin zum Heldenkult unter Breschnew. In: Helmut Berding u. a. (Hrsg.): Krieg und Erinnerung. Fallstudien zum 19. und 20. Jahrhundert. Göttingen 2000, S. 154.

selbst wenn seit dem letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts auch die ungeheuerliche Gesamtzahl der Kriegstoten – 26,6 Millionen – genannt und die zivilen Opfer in das Gedenken eingeschlossen werden. Die relativ genaue Zahl der Kriegstoten, davon 8,7 Millionen Militärangehörige, ist erstmals in der „Perestrojka“ sorgfältig ermittelt und zum 45. Jahrestag des Sieges am 8. Mai 1990 von Präsident Gorbačev als „Schwarzbrod der Wahrheit“ vor dem Obersten Sowjet verkündet worden.<sup>21</sup> Mit der Erklärung des 22. Juni zum „Tag des Gedenkens und der Trauer“ schien Präsident Jelzin 1996 als weiteren Schritt zur Distanzierung vom sowjetischen Erbe eine Änderung der traditionellen Erinnerungskultur einzuleiten. Der Tag und seine Gedenkrituale gelten allen Opfern – ausdrücklich auch den zivilen. Aber die Wahrnehmung des „Tages des Gedenkens und der Trauer“ hat im öffentlichen Raum keinen großen Stellenwert gewonnen. Der Tag geht im Alltag unter, und entscheidend ist, daß die Besinnung auf die Opfer von der öffentlichen Erinnerung an den Krieg weitgehend isoliert ist.

Selbstverständlich gab es viele Kriegsteilnehmer, die mit dem offiziellen Kriegsbild und der Pflege seiner Erinnerung einverstanden waren. Und die Wiedereinführung des 9. Mai als arbeitsfreien Feiertags 1965 traf vermutlich nicht nur auf die Zustimmung aller, die ihren Beitrag für den Sieg gewürdigt wissen wollten. Aber zahllose Kriegsteilnehmer litten unter der Makellosigkeit der öffentlichen Erinnerung an den Krieg, an dieser „nicht endenden Vergewaltigung der Erinnerung“ (David Remnick). Das zeigte die Geschichtsdebatte, die sich während der „Perestrojka“ geradezu dammburchartig entlud und die sich nicht zuletzt an der offiziellen Darstellung des Krieges entzündete.

Der Versuch, die ganze, noch lebendige Erinnerung an den Krieg zum Bestandteil der kollektiven Erinnerung Russlands zu machen, hat jedoch sehr schnell wieder aufgehört. Dennoch hat sich vieles gewandelt. Es gibt kaum noch Tabus. Und die Befürchtungen, die man bei der Einrichtung der Anti-Fälschungskommission beim Präsidenten der Russischen Föderation im Mai 2009 hegen mußte, haben sich glücklicherweise nicht bestätigt. Die Kommission wurde im Februar 2012 nach weitgehend unbemerkt Tätigkeit wieder aufgelöst.<sup>22</sup> Es lässt sich in den Medien sogar eine „Normalisierung“ des Kriegsbildes feststellen. Zum einen diversifiziert es sich und zum anderen hat es das Hoheitsvolle, das lange den Umgang mit dem Thema prägte, abgelegt. Künstlerisch Anspruchsvolles steht neben vielteiligen Fernsehserien – die bekannteste ist „Das Strafbataillon“<sup>23</sup> –, die dem Geschmack des Massenpublikums entsprechen. Sie unterscheiden sich in der Machart kaum von Produktionen, wie man sie im Westen schon lange kannte

<sup>21</sup> Grigorij F. Krivošeev u. a. (Hrsg.): *Velikaja Otečestvennaja bez grifa sekretnosti. Kniga poter'*. Moskva 2010, S. 45. Vgl. auch Hein Klemann, Sergei Kudryashov: *Occupied Economies. An Economic History of Nazi-Occupied Europe, 1939–1945*. London 2012, S. 414f.

<sup>22</sup> Die offizielle Bezeichnung lautete: Kommission zur Abwehr von Versuchen zur Fälschung der Geschichte zum Schaden der Interessen Russlands beim Präsidenten der Russischen Föderation. Im Wesentlichen scheint die vom damaligen Leiter der Präsidialverwaltung Naryškin geleitete Kommission Druckbeihilfen bewilligt zu haben.

<sup>23</sup> Vgl. dazu den Beitrag von Isabelle de Keghel in diesem Band.

und vermeiden auch kritische Töne nicht – gemessen am früheren Umgang mit dem Thema.<sup>24</sup>

Doch im öffentlichen Raum ist es erneut und weiterhin der Staat, der der Kriegserinnerung die Richtung weist, der Inhalte und Formen vorgibt. Er nutzt das fast ausschliesslich zur Pflege der Erinnerung an den Sieg und die Macht Rußlands. Zum 40jährigen Sieges-Jubiläum 1995 wurde erneut eine Militärparade auf dem Roten Platz veranstaltet, wenn auch ohne schwere Militärtechnik. Dafür führte Russland, dem seine identitätsstiftenden kommunistischen Symbole und Rituale abhanden gekommene waren, seitdem am 9. Mai statt alle fünf Jahre nun jährlich eine Militärparade durch. Sein vorübergehend erschüttertes Selbstbewusstsein und sein weltpolitischer Anspruch werden seit 2008 auch wieder durch die Demonstration schwerer Kriegstechnik unterstrichen. Selbst die Luftwaffe nimmt an der Parade teil und fliegt fast zwischen den Häusern die Tverskaja entlang auf den Roten Platz zu.

Als Deutscher empfindet man das Heroisch-Pathetische der russischen Erinnerungspflege etwas befremdlich und fragt sich z. B., wo denn die Erinnerung derjenigen und an diejenigen bleibt, die auf sowjetischer Seite unschuldig gelitten haben wie etwa die Kriegsgefangenen, die Ostarbeiter und die Deportierten oder die Erinnerung an die ca. 18 Millionen zivilen Kriegstoten. Zwischen öffentlicher und privater Erinnerungskultur haben sich „Besorgnis erregende Kluft“ gebildet“, wie Aleksandr Boroznjak am Beispiel der Stalingrad-Erinnerung gezeigt hat.<sup>25</sup> Diese dunkle Seite der Erinnerung ist unerwünscht. Die trotz aller deutschen Schuld notwendige Frage nach den inneren Ursachen der immensen Opferzahlen wird vermieden. Statt dessen werden die eigenen Verluste durch Hochrechnen der deutschen relativiert. Sofern es richtig ist, dass Erinnerung zur Gestaltung der Zukunft wichtig ist, dann wird der unerwünschte Teil der Kriegserinnerung Russland noch einmal „auf den Kopf fallen“, um das eingangs erwähnte Bild aufzufreisen. In Bezug auf die „Befreiung“ vom Faschismus ist es in den baltischen Staaten ja schon geschehen, ohne dass man, gerade aus deutscher Sicht, alles gutheißen kann, was dort an Erinnerungspflege geschieht.

Aber selbst dort geht es nicht darum, den Russen den Sieg zu nehmen. Im Gegenteil, die erstmalige Teilnahme höchster Vertreter westlicher Staaten an den Moskauer Siegesfeierlichkeiten 2005 war eine späte, aber notwendige symbolische Anerkennung der sowjetischen Leistung beim Sieg über Deutschland, die während des Kalten Krieges verweigert worden war. Auch wird der Blick des Siegers auf den Krieg immer anders sein als der des Verlierers. Dem Verlierer fällt es leichter, die Schattenseiten der eigenen Vergangenheit zu sehen. Und dennoch haben wir Deutsche lange gebraucht, bis zur Rede Bundespräsident von Weizsäckers

<sup>24</sup> Siehe die Beiträge von Christine Engel und Peter Jahn in: *Beate Fieseler, Jörg Ganzenmüller (Hrsg.): Kriegsbilder. Mediale Repräsentationen des „Großen Vaterländischen Krieges“*. Essen 2010.

<sup>25</sup> Aleksandr Boroznjak: Stalingrad: Evolution der historischen Erinnerung. In: Mitteilungen der Gemeinsamen Kommission für die Erforschung der jüngeren Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen. Bd. 4. München 2010, S. 46.

1985, um dem 8. Mai als Tag der Befreiung zu akzeptieren.<sup>26</sup> Auch das eingangs angesprochene Beispiel der Schweiz sollte davor warnen, Russland allzu schnell als Ausnahmefall von Unbelehrbaren anzusehen. Der Bergier-Bericht, der dem Theaterstück von Bärfuss die Vorlage liefert hat, ist zwar schon 2002 erschienen, aber in der Schweizer Öffentlichkeit ist er auch ein Jahrzehnt später immer noch umstritten und wird zumindest von der Volkspartei und ihren Anhängern als linkes Machwerk angesehen.<sup>27</sup>

Infofern ist zwar zu bezweifeln, dass sich in Russland bald etwas ändert. Erinnert sei nur an die 2010 gerade noch durch Präsident Medvedev verhinderte Absicht des Veteranenverbandes und des Moskauer Bürgermeisters Lužkov, Moskau am 9. Mai mit Stalin-Plakaten zu schmücken. Aber man sollte die Hoffnung nicht aufgeben, dass in Russland irgendwann auch im öffentlichen Raum anerkannt wird, daß die Befreiung vom Faschismus auch ein Sieg des Stalinismus war. Vielleicht wird man dann auch Verständnis dafür haben, dass die durch große Opfer der Roten Armee vom Faschismus befreiten Völker Ost- und Mitteleuropas keine uneingeschränkt positive Erinnerung mit dieser Befreiung verbinden.

<sup>26</sup> Zur geschichtspolitischen Entwicklung um den 8. Mai und seine Bewertung vgl. Bernd Faulenbach: Der 8. Mai 1945 in der deutschen Erinnerungskultur von den 50er-Jahren bis zur Gegenwart. In: Mitteilungen der Gemeinsamen Kommission für die Erforschung der jüngeren Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen. Bd. 4. München 2010, S. 49–57.

<sup>27</sup> Vorbildlich. Die Schweiz ringt weiter mit ihrer Vergangenheit. FAZ vom 24. März 2012, S. 35.

